

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Sehnsucht nach Frieden?	Seite 221
-----------------------------------	--------------

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Aleinige Anzeigen-Annahme der Wechenschrift "Die Zukunft" nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW 68, Marktgrabenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10808 u. 10810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse

vermitteln den Kauf aller Werte, die durch die neue Verbindung

Berlin - Konstantinopel

Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Centr. 2005 5094, 11330.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittlung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9631-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.



F. W. Borchardt

Königlicher und Kaiserlicher Hoflieferant

Berlin W, Französische Str. 47-48

empfiehlt als besonders geeignet zum Versand durch die

Feldpost

seine feinen

Genußmittel zur Erquickung, Anregung und Stärkung in reich. zweckmäßig zusammengestellter Auswahl u. in verschiedensten Preislagen

Man verlange Verzeichnis „Z“ für Feldpostsendungen
Fernspr.: Amt Zentrum 15, 16, 17, 18, 221, 222, 306.



Berlin, den 20. November 1915.

Sehnsucht nach Frieden?

Antworten.

Der russische Ministerwechsel, den, in der letzten Oktoberwoche, die Hauptblätter Europas gemeldet haben, ist noch nicht Ereigniß geworden. Wetterumschlag auf dem Reichsgipfel? Furcht, die rauhe Kruste der Duma werde die neuen Männer allzu schnell wundscheuern? Nur Herr Kriwoschein ist gegangen (heißt; mit dem Zusatz: rasche Rückkehr, sogar in ein höheres Amt, nicht ausgeflohen.) Herr Chwoftow, der stärkste und, als Minister des Inneren, der wichtigste Mann im Kabinet, hat noch nicht den alten Goremykin, Botschafter Schebeko noch nicht Herrn Sasonow abgelöst. Alt oder neu: uns einerlei. Die unerschauete Freiheit russischer Kritik ist, Herr Geheimrath, ein Zeichen der Kraft, nicht der Schwäche; daß öffentlich die Mängel und Schmutzerien der Verwaltung erörtert, die Militärärzte (besonders heftig von Menschikow) getadelt, die Vorprünge deutscher Organisation und Technik hell bestrahlt werden, sollte uns lehren, wie fern Rußland der Weltuntergangsstimmung ist, die ihm in unserer Wahnzone Mancher zutraut. Wer auf dem Markt seine Wunde blößt, Entstehung und Heilungsmöglichkeit vor dem Ohr der Menge besprechen läßt, scheint Unbefangenen kräftiger, zimperlicher Schonung minder bedürftig als Einer, der den Verband niemals lockert und auf jede Frage antwortet: Alles in schönster Ordnung. Sonst? Nichts wesentlich Neues. Der Russe hört, daß sein Feldheer noch fast sieben Millionen Mann umfasse, acht Millionen Mann ausgehoben wurden, hinter der Front ausgebildet werden, die vom Gewimmel

der im Kriege Gefangenen erbaute Eisenbahn ans eisfreie Meer beinahe fertig sei: und hofft, in rasch nachgewachsener Zuversicht, die Kleidung, Waffnung, Beförderung der sibirischen Massen werde im Frühjahr vollendet sein. Stichwort: „Im März, spätestens im April beginnt die Offensive, die, mit zehn bis zwölf Millionen gut gerüsteter Truppen, mit den besten Geschützen und Geschossen aus der Heimath, aus Amerika und Japan, den Feind aus unseren Außenvorwerken wirft.“ Generalstabschef Allegejew sagt's. General Rufftj: „Wir haben, endlich, so viel Munition, wie wir gegen die Deutschen brauchen, und stempeln den Risten den Vermerk auf: „Knaufert nicht mit Patronen!“ Unser Kriegsfängterst an.“

• Achtzigtausend Arbeiter und Arbeiterinnen (denen das Stimmrecht zugestanden wurde) haben Vertreter in den Kriegsindustrie-Ausschuß abgeordnet. Nun muß sich Alles wenden. Zu Rußlands Glück? Da die letzte lieblich bequeme Verbindungsstraße, durch Serbien, gesperrt ist, könnte die Hoffnung trügen. Einstweilen lebt sie, recht das Haupt durch Nebel und Schnee; und Klugheit rät, sie in unsere Rechnung zu stellen. Revolution? Nicht das winzigste Wetterzeichen noch merkbar. Daß im November auch Japan sich verpflichtet hat, nicht allein, nicht ohne Einverständnis mit den Gefährten über Friedensschluß zu verhandeln, gilt der „Gesellschaft“ als noch höheren Heiß Verheißung. „Die gelben Schlaulöpfe wollen erst mitmachen, wenns zu Ende geht. Kommen sie nicht zu uns noch, nach der Hingabe des französischen Indochina, auf die Westfront, so doch, sicher, nach Indien, Egypten, an den Persischen Golf, vielleicht gar nach Alexandrette, an die Türken-, Albaner-, Bulgarenküste; dahin, wo sie wirksam und in günstiger Beleuchtung eingreifen und weißen Streitkräften den Marsch auf andere Kriegsschauplätze ermöglichen können. Nicht nur, weil ihr Prestige, wenn sie dem Europäer Krieg Entscheidung gebracht hätten, am Stillen Ozean und in der Neuen Welt ins Ungeheure wüchse, sondern auch, weil Schwächung in Europa uns zur Umkehr nach Asien zwingen müßte und dadurch Japans Vormacht wieder, wie nach dem Frieden von Schimonoseki und vor dem Zwist um Port Arthur und den Yalu, gefährdet würde.“ So flingt's von der Lippe der Politiker und Diplomaten. Von Schweden fürchten sie nichts; wissen, daß die Finen nicht Schweden werden, die Schweden nicht erneute Staatsgemeinschaft mit Finland

wollen. Der noch immer (nicht nur durch Winkel) spukende Glaube, Schweden werde, um sich die Lapperrei der Oelandsinseln zu sichern und einem aus dunkler Zukunft dräuenden Russenangriff vorzubeugen, morgen das Schwert gegen Rußland ziehen, bliebe thöricht, selbst wenn in dem hellsten und rüstigsten Skandinavienreich unsere Feinde nicht, neben und hoch über dem Sozialistenführer Branting, mächtige Freunde hätten. Die haben die höflich harte Abwehr englischer Aufsicht und Vormundschaft nicht gehindert (zuerst wurde die französische Verhandlungssprache durchgesetzt, dann den Britensendlingen bündige Vollmacht abgedrungen, endlich die Erfüllung der londoner Wünsche geweigert); wären sofort aber die Sprecher des ganzen Landes, wenn sie sich je gegen deutsche Dreinrede wenden müßten. Laut müssen wir, in unzweideutigen Worten, den Schweden sagen: „Wir freuen uns Euren Germanenstolzes, Eures Willens zu unbeugbarer Gerechtigkeit und denken weder daran, ins Innere Eures Staatsgeschäftes einzugreifen, noch gar, Euch, weiß in unseren Kram passen könnte, den Frevel eines schweren Krieges ohne großes Ziel zuzumuthen. Niemals haben wir gemeint, daß Ihr, weil die Russen Euch eines Tages bedrohen könnten, ihnen jezt den Kampf aufzwingen werdet. Wer solche Rechnung andeutete, sprach nicht aus Deutschlands Hirn.“ Deutscher Sonderfriede mit Rußland? Seit Monaten habe ich vor solchem Uberglaubensgespinnst hier gewarnt. Daß die fromme Einfalt der Bauernmenschheit einen Vertragsbruch selbst dem Zaren, dem Kirchenhaupt, dem Vater niemals verzeihe, daß er ihr entgottet, halb entmenschet wäre, wenn er der in seine Namensunterschrift eingegitterten Verpflichtung zu entschlüpfen strebte, weiß jeder Kenner der Russenseele. Schiede Nikolai Alexandrowitsch sich von den Genossen des Septemberpactes, um einen dem Reich ungünstigen Frieden zu schließen: wider ihn stünden die Muffiks auf; er hätte die Revolution, nicht, wie vor zehn Jahren, nur Stadtputsche, im Reich; fände nirgends im Heer eine Stütze und könnte, auch für sein Sorgenkind Alexej, die Koffer packen. Das braucht kein Rasputin ihm zu künden. Und würden Sie in Krisenzeit mit dem Bedränger lieber allein oder in Gemeinschaft mit starken Partnern verhandeln? Also dürfen Sie auch nicht erwarten, daß ein Gossudar aller Reussen, dessen Heer geschlagen, dessen Grenzland unter fremder Verwaltung ist, aus Angst, die Valuta seines Reiches könne noch schlechter

werden, sich mit dem Feind allein an den Berathungstisch setze, an dem er England, Frankreich, Japan als Nachbarn haben könnte. Wo Vortheil die Weisung des Ehrgefühles empfiehlt, gehorcht auch der Schwächling Ihr gern. Ich habe nie an Einzelfriedensschluss geglaubt; daß er mit Rußland noch unwahrscheinlicher ist als mit irgendeiner anderen Großmacht, ist dem Politiker offenbar. In die Müllkiste, endlich, den dürrn Stecken, der den Vielzuvielen eine triebfähige Rebe schien. Deutschlands Volk will auch von Schreibern Wahrheit; sträubt sich zornig gegen Gaukelspiel, daß in Auerbachs Keller trinkene Zecher in säuische Wonnen ergötzt hat.

Fremdwörter seien wie Ungeziefer zu tilgen? Waldmannshell, ungnädige Frau! Mein Ehrgetz langt nicht nach dem Ruhm des Kammerjägers. Majestät, Kaiser, Prinz, Kanzler, Minister, Regierung, Reich, Staat, Sekretär, Direktor, Präsident, Marschall, General, Stab, Major, Lieutenant, Offizier, Armee, Corps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Compagnie, Inspektion, Etape, Kommando, Mobilisirung, Kolonne, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Train, Kanone, Bombe, Granate, Schrapnell, Mine, Cape, Quartier, Ost, West, Süd, Nord, Meter, Front, Gruppe, Truppe, Feuer, Munition, Sanität, Lazaret, Admiral, Kapitän, Marine, Bord, Flotte, Kreuzer, Aviso, Pinasse, Barkasse, Torpedo, Monitor, Station, Uniform, Bayonnette, Pionier, Parade, Proviant, Rekrut, Geschwader, Chef, Marsch, Intendantur, Parole, Signal, Flagge, Pulver, Tornister, Lanze, Vorteepee, Kreuz, Pour Le Mérite, Orden, Tresse, Nation, Markt, Provinz, Kirche, Pastor, Superintendent, Finanz, Justiz, Bank, Militär, Civil, Soldat, Polizei, Censur, Revier, Kriminal, Kommissar, Rektor, Professor, Doktor, Apotheker, Post, Excellenz, Reserve, Klasse, Thron, Krone, Szepter, Siegel, Ball, Vaterland, Schule, Synode, Rendant, Offiziös, Titel, Rang, Charakter, Presse... Wo begann die Birsch und wo soll sie enden? Jeder Feldpostkarte sind zehn oder zwölf Fremdwörter aufgedruckt: und Ihr Deutschthum erbebt von Zorn, wenn Sie das Wort Konfektion lesen (für das ich vor Jahren hier schon „Kleidnerel“ empfahl)? Der Konfektionär, Tailleur, Sailor, Modist heißt fortan Kleidner (Dürer schrieb „Künstler“ und der Süddeutsche spricht vom Kirchner, nicht vom Küster); das Korset Nieder oder Schnürleibchen; Frotté Knölein; Covertcoat

Strandstoff oder Untersee (denn vom Meeresgrund lieh es die Farbe); nennet Cheviot Raugharn und Saison (im Kleiderreich) Trachtzeit. Weiß hübscher klingt; nicht, weil unter der Fremdwortpest das Volksbewußtsein leiden könnte. Wer noch im Kriegsdrang Europäer geblieben ist und sich das Sprachgefühl nicht verhungert hat, trifft, ohne Einpeitscher, das Richtige; wird eine Briefhülle nicht Couvert nennen noch gar über den Laden, wo Käse, Backobst, Bücklinge, Vöckelfleisch, Tomaten, Zuckerfrüchte, Ganslebermus, Gurken, Hummern, Fischsalat, Perlzwiebeln, Rollmöpse feil sind, „Délicatesse“ schreiben. Der Franzos, derß lieft, höhnt uns mit Recht; der Inbegriff des Wortes délicatesse eint Zartheit und Anmuth; daß die leichtesten, feinsten Lederbissen von lächelnden Lippen als délicatesses de la table gepriesen wurden, erlaubt noch nicht, Radelgansbrust, Neunaugen, Matjeshering, Rämmelkäse und anderes Stinkige Délicatesse zu heißen. Aber auch die Schrubberbürsten der Sprachreiniger machen uns lächerlich. Und vor Annegionen und Barbarisirungen wie Leutnant, Büro, Schoföhr, Parfüm, Beu wird mein Magen knurrig. Will ein Gipfelchen sich vermessen, daß es allein der Erde nicht entsproß? Unser Staatswesen und unser Gesellschaftkörper ist von Fremdwörtern durchwachsen. Kultur und Cibilisation, Monarchie und Republik, Philosophie und Medizin, Parlament und Partei, Universtität und Student, Theater und Drama, Del, Butter, Petroleum, Licht, Elektrizität, Kabel, Gas, Rose, Tulpe, Veilchen, Prozent, Bilanz, Aktie, Kredit, Börse, Roman, Szene, Lyrik, Operation, Fee: so tief eingewurzelt es reißt Ihre Fingerchen nicht aus Deutschlands Scholle. Unkraut? Wer zwar den Professor, Ordinarius, General-Inspecteur des Kavalleriecorps nicht scheut, den Redakteur durchaus aber Schriftleiter heißen, von Reserveformationen und mobilen Kolonnen, doch nicht von Interessen reden will und drum den Hauptschriftleiter auffordert, „die deutschen Belange in Kleinasien kräftiger zu vertreten“, magß thun; nur sich nicht wundern, wenn ihn draußen weder Christ (auch ein Fremdwort) noch Heide versteht. Mir sind diese Gestrengen eben so ehrwürdig wie die Choristen (Zusammenfänger?), die sich weigerten, Schillers Lied an die Freude zu singen: weil ihre Zeitungweisheit meinte, im Unheilßjahr 1915 dürfe der Deutsche nicht alle Menschen Brüder nennen, nicht im großen Ring der Sympathie huldigen, Aus-

föhnung ersehnen, Millionen (Menschen) umschlingen und der ganzen Welt einen Kuß anbieten. Von so schönem Bannbruch könne selbst Beethoven's Wunderweise nicht entschuldigen. Mir wird, unwirsche Leserin, übel, wenn ich auf dem Speisenzettel das Wortungethüm Doppelrindsleberstück (gar in Kräutertunke) sehe; weh, wenn Nialersalat und Maccaroni neckisch als Verräthermengesel und Banditennudeln angezeigt werden, Mädelmärkte ihr Lockschild mit dem Namen des Vaterlandes und seiner Helden puzen, Nachtschänken, in denen Pächter und Bettnerin sich zur Geberde der Paarung stärken, das Angelwappen mit der Standarte einer deutschen Königin vertauschen. In Berlin haben die Hotels Bristol und Esplanade ihre (häßlichen) Namen behalten; das Wort Windsor (das immerhin an lustige Weiber erinnert) ist verflebt worden, manches Kaffeehaus namenlos oder ins Patriotische umgetauft. Café Hindenburg, Hindenburg-Droguerie, im Waarenhaus die Weisung: „Die Hindenburg-Artikel sind im Zweiten Stock rechts.“ Zum Speien. Soll aus dem Palais de Danse vielleicht ein Reichstanzplatz (drei Fremdwörter), aus dem Pavillon Mascotte Falkenhayn's Diele werden? Da wir Kant-Lichtspiele und Kant-Chocolade haben, Bouillon (aus der nie Kraft kommt), nicht Rinds-saft, sondern Kraftbrühe, Sauce, weil Kinder und Ferkel sie austunken, Lunte heißt, ist jeder Unsinn möglich. Die Verdeutschung ist meist spottschlecht; Beamte dürften dazu jetzt weder Muße haben noch sich, weil der Staat ihnen ein Amt gab, je den Beruf zutrauen. Deutsche Mode? Auch dafür fördern Sie mich nicht. Erstens: Aus Trachtabbildern heller Jahrhunderte läßt sich Allerlei bündeln, was der Pfißige als deutsch auf den Markt bringen kann, was aber weder im Ganzen noch in Einzelheit deutsch ist; ich sah unter dieser Wintmarke (Fremdwort) Kleider, Hüte, Schleier, Kragen, die ich von Abbildern der Kaiserin Eugenie, von Gemälden Renoir's, aber auch von neuen französischen Modeblättern im Gedächtniß hatte. (Leider, freilich, auch manches so puzig Widrige, so bunt, ohne Geschmack für Form und Farbe, Zusammengewürfelte, daß ich's als berliner Gewächs erkennen mußte.) Zweitens: Mir scheint nicht Schande, den Franzosen, denen unsere Musik, Technik, Chemie, Schwerindustrie weit voran ist, den Ruhm höherer Kleidner- und Schmuckkunst zu lassen; ehrlich zu bekennen, daß sie in der Luxusindustrie noch un-

erreichbar sind. (Wer anders urtheilt, mag danach handeln; nur seinen Hausſchatz dann nicht, in Selde und Sammet, neben eine parifer Ladnerin ſtellen.) Wir machen beſſeren Stahl und ſtärkere Maſchinen, Ihr ſchneidet und näht beſſer, macht hübschere Kleider, Hüte, Leibwäſche, Mieder, Ziergeräthe: ſolches Geſtändniß brächte uns Schmach? Drittens: Durch Nachahmung, Unähnelung wird niemals deutſche Weſenheit. Die Klüngelchen, in denen geſchwind jetzt deutſche Mode erſchwißt werden ſoll, kommen über das im Weſten, ſeit den Tagen Eliſabeths und der Lillienlouis, Geleiſtete nicht hinweg; was ſie zuſammenſtoppeln, iſt oft Nothbehelf, Surrogat; erinnert an nachgeſünſtelten Champagner und Cognac, an allzu duſtige Seifen, Parfums, Mund- und Kopfwaffer, Hauſalben, die wir heute, in anglo-franzöſiſchem Muſter nachgeformten, nachgeſärbten Schachteln, Flaſchen, Bächſen, in den Schauſtern erblicken. Das überwährt, Alles, den Krieg nicht lange: Im Frieden kaufen auch Kerndeutſche gern wieder aus der Rue de la Paix; ſogar engliſchen Wollſtoff und Chriſty-Hüte. Oder ſoll ihnen das Ausſland für Milliarden abkaufen, ihr Bedarf aber nur in der Helmath Deckung ſuchen? Gelänge uns, die Männertracht zu enthäſſlichen, das ſteife Plätthemd, den harten Kragen, die mürrlich ſtumphen, das Auge ärgernden Kleidsarben abzuschaffen, dem Mann die Spizenwäſche (für Bruſtausſchnitt und Handgelenk), den ungeſtärkten Klappkragen oder das weiche Halslinnen zurückzuerobern: Das wäre Gewinn; und würde bald Europäermode. Die Weiblein hüllt Frau Paquin ſchmückerlicher ein als Frau Eulalia Burzpihler. Die ſoll aus der parifer Kleidnerkunſt lernen; doch ſich dann nicht in die Behauptung brüſten, daß ſie Urdeutſches verſchleiße. Fremdwörter: wo ſie unausrodbar, bildhaft, nicht durch ein kräftigeres, dem Verſtändniß naheſ Wort unſerer Sprache zu erſetzen ſind. Laſſen Sie uns die Tragoedie (Trauerſpiel taugt in die Kinderſtube), die Symphonie, das Parfum; und erwürgen Sie Amtſtempelbrut aus der Verwandſchaft von „Millitärſcherſeits“. Wenn Leute, die ſich Jahrzehnte lang für Denker, Forſcher, Dichter, Kritiker menſchlicher Erkenntniß, der Vernunft und des Wortes ausgaben, nun, ohne irgendwelche Wiſſenſchaft von der Vorgeſchichte und dem inneren Ereigniß des Krieges, in Fremdenhaß ſo wohlthig wie Vorſchlümel in einer verbrockten Pferdewſchwemme plantschen, entwerthen ſie ihre Bücher,

die zuvor nur der Kundigste bis auf den Grund prüfen konnte, für den Abtrittsgebrauch; und ich werde sie, morgen wie gestern, gierigen Dranges in Konjunktur und Applaus schuldig sprechen. Heilsen so Strebsame gar enge Deutschthümelei, Verbannung ausländischer Mythen (nur aus Feigheit nicht auch des im Tiefsten ungermanischen Christglaubens), für eingebürgertes Fremdwort mindestens das deutsche Buchstabenkleid, dann ist's Brechmittelersatz. Wer im Kriegsjahr „umdenken“ lernte, hatte nie denken gelernt. Für Wort, Sitte, Brauch, Tracht gilt mir, wie für Landstüde: Was nicht, ehe Krieg ward, vom Volkssehnen als unentbehrliches Gut gefordert wurde, ist uns als Kriegsgabe nicht nothwendig; wäre kaum jemals nützlich. Zeugt davon nicht Geschichte?

Herrn Winston Churchill soll ich, da er nun aus Asquith's Kabinet geschieden ist, „noch ordentlich Eins über den Schädel geben“? Fällt mir nicht ein. Mich efelt das Preßgeschimpf; die alltägliche Umschmeichelung der niedersten Massentriebe. Ich schämemich Öffentlichlicher Meinung, die jedem gestürzten oder freudloser Arbeit entwichenen Minister aus Kübeln Jauche nachgießt; statt zu erweisen, daß aus den Barbaren, Boches, Hunnen ein Wille zu höherer Gerechtigkeit spricht, als ihnen der Feind gewährt. Herr Winston Spencer-Churchill stammt aus dem Herzoghaus der Marlboroughs; gehört also zum alten Hochadel Englands. Sein Vater, Randolph, der Disraelit (so nenne ich ihn, weil er zu dem bunten Genie Benjamins d'Israeli, des Earl of Beaconsfield, wie zu dem Helland Britanniens aufblickte), war vom Wesensstoff Shakespearischer Menschheit. Nicht Schöpfer, nur Sprudler. Aus der nie versiechenden Schäumkraft seines Geistes stieg ein Duft wie von Wundersäften aus Märchenland. Doch Schaum und Duft zerrannen in Nebel. Randolph gründete die Vierte Partei, knüpfte den Primrose-Bund (die Primel war Benjamins Lieblingsblume gewesen), war Schatzkanzler (unter Balfours Oheim Salisbury, von dem er schon nach ein paar Monaten schied), ging ins süd-afrikanische Goldland, focht gegen Gladstones Voratz zu irischer Selbstverwaltung: und hinterließ, außer einem Buch über Südafrikas Menschen, Thiere, Minen und den himmlisch ungerechten Reden wider den fromm liberalen Wortzauberer Gladstone, dem Reich Victoriens nur seinen Winston. Der hat vom Vater

den Wirbel, die Einbildnerkraft, die Unstetigkeit; auch in seinem Hirn fehlt, wie in Randolphs, die Bremse. Er hat, unter Ritchener, im Sudan und im Transvaal gekämpft, war Feldberichterstatter und entfloh, zwischen Kohlenfäcke, Kohlenabfälle der Burenbahn versteckt, der Gefangenschaft; hat die Staatssekretariate (Ministerien) des Handels und des Innern geleitet und ist 1911 Erster Lord der Admiralität geworden. Die Britenmarine dankt ihm wohl manche nützliche Leistung; und das Empire wird ihm nicht vergessen, daß die wichtigste Reichswaffe blank und tauglich war, als sie gebraucht wurde. Auch die Erfolge im Unterseekrieg fielen noch in Churchills Zeit. Seine schlimmsten Fehler werden durch drei Ortsnamen bezeichnet: Antwerpen, Dardanellen, Gallipoli. Daß er Antwerpen nicht zu entsetzen, Konstantinopel nicht zu entriegeln vermochte, ward uns zu Heil. Sind aber nicht überall, allüberall schmerzhaft nachwirkende Fehler gemacht, nur von Briten-
 augen die Widerstandsfähigkeiten der Küstenbefestigung unterschätzt worden? Ist's nöthig, den ungemein begabten, nur, als Redner, von Beifallsucht leicht in Ueberschwang erhitzten Mann wie einen bösen Tropf, Wicht, von Eitelkeit gedunsenen Schelm zu behandeln? Mit deutscher Unstandspflicht vereinbar? Vor dem Krieg war Churchill nicht, wie Unwissende schwätzen, unser Erzfeind; gegen ein Marineabkommen mit Rußland (wie Grey), für anglo-deutsche Seewehrbegrenzung (wie Grey) und nur allzu zappelig von dem Wunsch, mit dem Admiral von Tirpitz, den er bewunderte, sich zu verständigen. Seitdem hat er oft geheult und gebrüllt; nicht schriller als Andere. Daß er, den Balfour längst in der Admiralität abgelöst hat, jetzt aus dem Kronrath scheidet, ist belanglos; aus persönlichen Gründen eher als aus sachlichen zu erklären. Der Sohn des Tory-Demokraten war, seit er mit Gladstones Erben ging und für Irland Homerule wollte, den Konser-
 vativen immer der abtrünnige Schädling. In der Enge des Kriegsausschusses wäre Reibung kaum zu vermeiden gewesen. Ohne Amtsbezirk, ohne die Möglichkeit, harte, schroffe, schleunige Kriegsführung zu erwirken: nichts für Drang und Wirbel des beweglichen Vierzigers. Im Winter bitterer Kriegsnoth will er nicht „in reichlich besoldeter Muße“ lungern. Er geht an die Front; in sein altes Regiment, nach Flandern oder Frankreich. Der Entschluß lobt den Mann. Sein Abschiedsbrief an Ulsquith (dem er

befreundet bleibt) war anständig; seine Abschiedsrede aus Unterhaus nicht in allen Theilen überzeugend, doch muthig und wirksam. Der Verantwortlichkeit ist er niemals entlaufen, sondern hat sie, wie Helldenehre, gesucht. Krämer? Einer, der wiederkehrt; wenn er nicht im Felde „Eins über den Schädel“ erkriegt. Hier, aus sicherem Hinterhalt? Nein. Marlboroughs'en va-t-en guerre . . .

Wie ich über die Erschießung der Miß Edith Cavell denke? Wie über Tragoedie der Irrung. Der jungen Britin, die in Belgien Pflegetochtern ausgebildet und selbst Verwundete (auch deutsche, heißt's) sorglich betreut hat, war gelungen, belgische und englische Krieger über die Grenze des von uns besetzten Landes zu schmuggeln, also die wider Deutschland kampffähige Mannschaft zu mehren. Ein aus Vaterlandliebe gezeugtes Verbrechen, das Kleist und Arndt, Schill und Nord gepriesen hätten, das weder so unsauber noch so von Gefahr trüchtig ist wie Ausspäherei, das aber mit harter Strafe geahndet werden muß. Die haager Bestimmung, daß der Rächer verletzter Neutralität niemals rechtwidrig handle, kann solches Thun nicht entschuldigen; dieses Geländer bröckelt unter der Hand unserer Feinde. Miß Cavell hat ihre That furchtlos bekannt; und ist vom brüsseler Kriegsgericht zum Tod verurtheilt worden. Vielleicht wollte es durch die Härte des Spruches andere Menschenschmuggler abschrecken; vielleicht schien ihm erickwerend, daß die Engländerin das dem Schwesternkleid anhaftende Vertrauen getrogen hatte. Dieses Gefühl dünkt mich richtig. Schwester, Arzt, Priester, Samariter sind gegen die Waffe des Feindes gefeit, weil ihr Amt ihnen Kampf und Kriegslust verbietet. Miß Cavell stand im Dienst heiliger Menschlichkeit: mußte ihm offen entsagen, seine Weihezeichen abthun oder auf heimliche, listige Förderung vaterländischer Interessen verzichten. Weil das Urtheil, trotz einem Gnadengesuch zweier Neutralenvertreter, vollstreckt worden ist, ging ein Wuthschrei durch die Welt, der alles nach dem Lusitaniatag Erhörte überdröhnte. Der Statthalter in Belgien, der Deutsche Kaiser wurden, in Wort und Bild, gröblich beschimpft; und der Schlußspruch lautete, diesseits und jenseits von der Atlantis: „Alldeutschland ist, weil keine Stimme dagegen spricht, an diesem Mädchenmord mitschuldig.“ Den meisten Schmähern ist wohl bekannt, daß der Statthalter der Haupt-

stadt fern war, mit der Sache nichts zu thun hatte und daß der Kaiser Gnade gewähren wollte, gewährt hat. Der Gerichtsherr, der diese Absicht nicht ahnte, ließ das Urtheil vollstrecken, ehe der Gnadenbefehl aus dem Großen Hauptquartier eintraf. Er blieb in der festen Burg seines Verfügungsrechtes. Selbst der redlichste Wille kann im Krieg solche Wirrnisse nicht immer meiden. Nur irre Bosheit faselt von Erinnerung an den fünften Akt der schillerischen Maria Stuart. Wer noch Vernunft bewahrt hat, muß gestehen, daß der Kaiser Menschlichkeit walten ließ, und erkennen, daß schon Klugheit den Deutschen empfahl, dem Rechtshandel anderen Ausgang zu wünschen. Wähnet Ihr, daß die Vorstellung einer vor zwölf Flintenläufe gezwungenen Jungfrau das Volk Rants und Feuerbachs, Goethes und Schopenhauers wonnig kühle? Dann haltet es wenigstens für nüchtern genug zu kühler Wägung von rasch verfliegender Rachelust und lange nachwirkendem Schaden. Selten trug in unserer Zone Abschreckungsversuch nahrhafte Frucht. Eduards Witwe hat, als die Vollstreckung des Todesurtheils aus Brüssel gemeldet worden war, ein neues londoner Schwesternheim, dem ihr Name, Alexandra, zugebracht war, Edith Cavell-Haus getauft. In allen uns feindlichen Ländern wird für Cavell-Denkmal Geld gesammelt. Die Zeitung „Le Matin“ hat der Stadt Paris ein großes Bronzebild Ediths angeboten; Herr Withouard, der dem Gemeinderath vorsteht, will es in zärtliche Obhut nehmen. In schrift: „Ein Weib von einem Volk ermordet!“ Damit das Lügengewebe nicht platze, wird erzählt, Deutschland habe die Todeskunde jubelnd begrüßt. Ob mindestens der Hergang der Strafvollstreckung wahrhaftig dargestellt wird? Fräulein Cavell sei tapfer aus dem Kerker geschritten, habe dem englischen Priester, der sie geleitete, ausgesprochen, wie froh und stolz sie für ihr Vaterland sterbe, sei dann aber in Ohnmacht hingesunken und von dem deutschen Offizier, der das Peloton führte, mit einer Revolverkugel getödtet worden. War's so (mir ist Nachprüfung unmöglich), dann muß ich den Muth und das mitleidige Herz des Offiziers rühmen (der den Franzosen „ein elender Monocle-Junke und gemeiner Mörder“ ist). Hielt er sich zaghaft an den Buchstaben des Befehles, dann ließ er die Verurtheilte aus Ohnmacht ins Bewußtsein wecken und des Leibes Todesangst zum zweiten Mal durchdulden. Auf eine bewußtlos Hingesunkene konnte er seine Mannschaft

nicht feuern lassen. Hat er, in diesem Pflichtendickicht, die schwere Last der Vollstreckung selbst auf sich genommen, so war er barmherzig, nicht grausam, ein mitleidiger Mensch, nicht ein rauher Henker. Im Ganzen: Jeder Zuständige hat gehandelt, wie ihm das Gewissen befahl; und in Deutschland athmen nicht hundert Menschen, die nicht aufrichtig beklagen, daß der Gnadenstrahl von der Höhe allzu spät durch die düsteren Schleier der Oktoberdämmerung glitt. Krieg ist nicht Spiel noch Getändel; ist rohes Handwerk. Wer unserem Heer Gefahr häuft, darf auf Schonung niemals hoffen. Einig aber sind wir, Volk und Fürsten, Krieger und Bürger, in dem Entschluß, unnöthiger Grausamkeit vorzubeugen und das zarte Pflänzlein des Menschengefühles noch zwischen Graben und Wall, Haubitzen und Minen zu hegen. Helfet auch Ihr dazu, gute Feinde; und schärfet Schwestern und Ärzten, Priestern und Samaritern ein, daß ungestümer Patriotismus sie nicht verleiten dürfe, zu List und Trug ihr Weihkleid zu mißbrauchen. Wie denken Burleigh und Talbot über den Fall?

Der Frage, warum wir nicht öfter von Luftangriff auf deutsche Städte hören, sände der Laie nicht zulängliche Antwort. Dennoch erwähne ich sie: weil, was noch nicht war, morgen werden und, just nach so lange fast ungefährdeter Ruhe, schädlichen Schreck zeugen könnte. Im *Army and Navy Journal* stand neulich, England habe jetzt vier Luftschiffe fertig, von denen mindestens eben solche Leistung zu hoffen sei wie von den stärksten Zeppelin. Außerdem einen Zweibecker-Dreadnought, der in sechs Minuten die Höhe von zweitausendfünfhundert Metern erklimme, in einer Stunde, wenns sein muß, zweihundertfünfzig Kilometer durchmesse. Vielleicht ist's Gestunker; vielleicht wird Etwas geplant. Darfst ruhig sein, liebes Vaterland; Deine Wächter liegen nicht, wie Duncans trunkene Kämmerlinge, in freblem Schlaf, wenn Mord naht.

Weshalb ich noch nichts über die Verletzung der griechischen Neutralität gesagt habe? Weil über Unrecht nur klagen darf, wer's nicht selbst für Rechtsausgab. Griechenland war den Serben, wenn sie hundertfünfzigtausend Mann stellten, zu Waffenhilfe gegen Bulgarien verpflichtet. Um den Bündnißfall vor Anfechtung zu schirmen, erbat, da das kleine Serbien von drei Mächten bedroht

war, Ministerpräsident Venizelos die Hundertfünfzigtausend von England, Frankreich, Rußland. Deren Truppenlandung war also vom Haupt der Griechenregierung gefordert worden. Neutralitätsbruch sieht anders aus. England, Frankreich, Rußland sind die Gründer und Schützer Griechenlands. Sie gaben ihm Freiheit, die Grenzen, Staatsform und Verfassung, die erste und die zweite Herrscherfamilie; sie wahrten sich im Londoner Vertrag von 1830 das Recht, Truppen nach Hellas zu schicken, und beschränkten es, im Achten Artikel, nur durch den Satz: „Keine der drei Schutzmächte darf ins Gebiet des neuen Griechenstaates Truppen senden, ehe die beiden Mitunterzeichner dieses Vertrages dem Unternehmen zugestimmt haben.“ Jetzt sind die Drei einig. Herr Venizelos, der sie rief, ward aus der Macht geworfen? Dadurch würde aus Recht nicht Unrecht. Und knirschen die Nachfolger des Kreters etwa über den Einbruch? Ministerpräsident Zaimis ließ den Schutzmächten, die auch Griechenlands Geldleiher und Schatzbürgen sind, seine Freundschaft beihauern. Der neue, greise Ministerpräsident Skuludis sprach, aus dem Munde des Gesandten Romanos, in Paris: „Die neue Regierung erhält den Zustand bewaffneter Neutralität und redlichsten Wohlwollens im Verkehr mit den Reichen der Triple-Entente. Schroff widerspricht sie dem albernen Gerede von der Möglichkeit reinlöslicher Handlung gegen die germanoeten Truppen. Die sind überall von gastlicher Freundschaft empfangen worden; ihre Führer sind in vertraulich engem Verkehr mit unseren Behörden und unser Volk verbrüdert sich gern und froh der fremden Mannschaft. Das Hellenenvolk hat niemals vergessen, was es Frankreich schuldet. Wie vermöchte sein Gefühl sich in der Stunde zu wandeln, die Frankreichs und Englands Krieger im Kampf gegen den Urfeind des Griechenthums sieht?“ Der Inhalt dieser Note (Unterstaatssekretär Nicolson empfing wohl eine ähnliche wie Generalsekretär Cambon) enthebt mich der Pflicht zu weltschweifiger Antwort. Die Ministerien Venizelos und Gunaris wollten für Serbien das Schwert ziehen, sobald die Schutzmächte die zureichende Truppenzahl nach Saloniki geliefert hatten. Die Ministerien Zaimis und Skuludis zogen Neutralität vor, freuen sich aber der wehrhaften Gäste und streuen Blumen auf ihren steinigem Pfad nach Makedonien und Altserbien. Zetern wir, nach solchem Spektakel, über Neutralitätsbruch, dann hören wir auf,

ernsthaft zu sein, und gerathen in den (grundlosen) Verdacht, uns sei am Kap Rara ein Fell fortgeschwommen. Ist nicht. Griechenland kann sich, mit seinen langen Küsten und offenen Städten, noch weniger als Italien gegen England wenden; sein Entschluß hängt nicht an unserem Willen; und wir sind bereit, jeden geduldig zu achten, der nicht die Spitze wider das deutsche Kriegsrecht kehrt.

Pariserstimmung.

Marlborough s'en va-t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra.
Il reviendra z'à Paques
Ou à la Trinité . . .

Oder erst lange nach Pfingsten? Marlboroughs Entel meint, erst im dritten Kriegsjahr werde endgiltiger Sieg den westöstlichen Vierbund krönen; und wird in Frankreich, an der Front und hinten, kaum noch Widerspruch hören. „Wir werden kämpfen, bis der Sieg erstritten ist, der den Feind aus allen verheerten Gebieten jagt, aus den seit Monaten von ihm besetzten und aus denen, die seit vielen Jahren in seinem Joch stöhnen. Deutschlands Vordrang in den Balkan bezeugt, daß sein Kraftaufwand auf den Hauptkriegsschauplätzen fruchtlos geblieben ist. Weil seine Angriffsgewalt auf der französischen und auf der russischen Front gebrochen wurde, schweift es ins Weite, um die Weltmeinung in Athem zu halten, die, da in langen Monaten die überlaut angefündete Siegesernte nicht sichtbar ward, unter der Scheinhülle der Stärke schon Schwachheitszeichen zu spüren beginnt. Dem Hoffen Deutschlands naht Enttäuschung. Die Kaiserreiche Mitteleuropas können ihre Niederlage hinauschieben, nicht ihr ent schlüpfen. Wir werden nicht müde, nicht schwachgemuth; wir wissen jezt, wie schwere Arbeit vor uns liegt, sind aber entschlossen, sie zu vollenden. Wir haben den Willen zum Sieg. Niemals und nirgends hat irgendein Land sich schöner und edler bewährt als unser Frankreich in der Stunde, da Angst sein Herz umklammern konnte. Man muß den Muth haben, auszusprechen, daß der Friedenstag wohl noch sehr fern ist. Wenn unser Heer siegreich, unser Boden frei, das der Republik entrissene Landstück wieder einverleibt, Belgien, das für uns ein Martyrium auf sich nahm, in Recht und Freiheit wiederhergestellt ist: dann erst kann von Frieden die Rede sein. Von welchem Frieden? Von einem, den Selbstsucht

schuf? Nein. Ich weigere den Glauben, daß unser Land sich in kleinen Ehrgeiz erniedern könne. Der Hort des Rechtes zu sein, ist Frankreichs Ehre, sei stets Frankreichs Ruhm. * (Alle Abgeordneten stehen auf und spenden, mit Mund und Hand, Beifall.) „Keinem kann je gelingen, uns als streitsüchtige Beutemacher zu verschreien. Sie wissen, Alle, wo das Beutevolf zu suchen ist. So lange es seine Krallen, seinen Hackschnabel, seinen Totschlägerwillen hat, darf Niemand von Frieden sprechen. Bequemt dieses Volf sich in den Rang, der ihm zwischen anderen Völkern gebührt, lernt es der Wahrung seines Genius die Achtung anderer Volksgenien vereinen, haben wir ihm, auf Jahre hinaus, unmöglich gemacht, die Ruhe und Selbständigkeit irgendeiner Nation zu gefährden: dann werden wir von Frieden sprechen. Das wird der französische Friede sein, der den Ruhm erstrebt, der ganzen Erde wieder die Herrschaft des Rechtes beschert zu haben. Was ich hier sagte, kam aus dem Willen der Regierung. Unzweideutig mußte ichs ausdrücken, um kein Mißverständnis schweben zu lassen. Dächten Sie über den Friedensschluß anders als wir: diese Kluft wäre unüberbrückbar.“ So sprach Ministerpräsident Briand, im sechzehnten Kriegsmonat, zu den von Frankreichs Volf abgeordneten Männern. Fünfhundertfünfzehn Stimmen jauchzten ihm zu; ein Einziger (den plumpe Censurdummheit geärgert hatte) streckte den Arm nicht für die Regierung. Die Botschaft dieses Novembertages dürfen wir nicht mit leichtfertigem noch mit erquältem Hohn abthun. Sie ängstet uns nicht; heischt aber ernste Beachtung. Schon, weil sie von unübertrefflicher Taktikerkunst fürs Ohr der Neutralen bereitet wurde. Die sagen, auch uns freundliche, nun: „Ein fleckloses Friedensprogramm. Nicht Deutschlands Zerstückung begehrt die ehrwürdige Heimath der Menschenrechte, weder Rheinland noch Entschädigung von den Kriegslasten; nur ungeschmälertes Selbstbestimmungsrecht für Belgien, Elsaß-Lothringen, Serbien und Bürgerschaft gegen die Wiederkehr tyrannischer Gewalt, die kleine oder allzu friedliche Völker zu zertreten und über Leichengebirg hinweg in Weltherrschaft zu schreiten trachtet. Darf unser Urtheil noch zaudern, da auch aus Britanien und Rußland das Gelübde kam, nach dem Sieg Deutschlands Besitzstand nicht anzutasten?“ Erwäget, schrankenlos Gebietende, ob Staatsvernunft empfiehlt, noch länger unser Kriegsziel in Dunkel zu schleiern; ob Deutschlands Ansehen

nicht bleichen könnte, wenn wir unsicher, unmutig zu aufrechtem Willen schienen und den Feinden die Trümpe sitzamer Nächstenliebe gönnten. Bismarck hat gesagt: „Eine Nation wie die deutsche würde, auch wenn sie augenblicklich einer großen Koalition unterliegen sollte, niemals zu Grunde gehen; und müßte sie zu Grunde gehen, dann wärs doch immer besser, in Ehren zu sterben, als in Schande zu leben.“ Hat aber auch jeden Krieg, als ruchlosen Frevel, verdammt, in dessen Verlauf man erst überlegen müsse, was der Sieg eintragen könne. Wir sind im sechzehnten Monat...

Der heftig laute Pariserstreit über die Eingrenzung der Censorenmacht hat in Deutschland den Glauben gezeugt, die französische Presse dürfe „nichts sagen“; dürfe den Regierenden nur Zuckerwerk anbieten. Daß diese Meinung aus Irrthum kommt, lehrt jeder Blick in pariser Blätter. Herr Clemenceau, der im schrillsten Ton über die rohe Willkür Anastasiens, der Censurbehörde, zu zetern pflegt, hat, nach dem Platzwechsel der Herren Briand und Viviani einen Artikel veröffentlicht, der nüchterne Abschätzung des republikanischen Presserechtszustandes ermöglicht. „Wir hatten eine Wachsthumskrisis der persönlichen Herrschaft. Präsident und Vicepräsident des Ministeriums haben ihre Plätze getauscht: Das ist der Hauptinhalt dieser großen Revolution; alles Andere dient nur dekorativem Zweck. Zwei oder drei Minister gefielen nicht mehr; der selben Wesenseigenschaften wegen, die ihnen in Gunst geholfen hatten. Die Neigungslaute ist vorüber und jede Erklärung nur ein Huldgestuß, der das Schamgefühl der Franzosen schonen soll. Kokette alte Weiber werden manchmal plöthlich von Angst gepackt. Seit dem Kriegsausbruch schrie die ganze offtzüßige Presse den Kammern das eine Losungswort zu: ‚Nicht die Regierung stürzen!‘ Erstens, weil jeder Minister das ihm zugewiesene Geschäft mit vollkommener Meisterschaft erledige; besonders aber, weil man nicht, vor dem Späherauge Deutschlands, das Ansehen der Landesvertheidigung schmälern dürfe. Allen zu Nachdenken Unfähigen (und deren Zahl ist ziemlich groß) schien diese Begründung unerschütterlich. Den Menschen behagt ein Heldenthum, das sie nur verpflichtet, mit verschränkten Armen den Lauf des Flusses zu betrachten. Man war also einig darüber, daß die Minister jeden Fehler machen, Presse und Parlament sich aber nur zu Bewunderung aufraffen durften. Wenn Einer von uns sich in den Ver-

sich erdreistet hätte, Herrn Millerand oder Herrn Delcassé zu stürzen, wäre er, unter dem Geheul der Sultanspagen aus Elysion, als Vaterlandsfeind gekreuzigt worden: denn diese vom Strahlenglanz des Herrn Poincaré umströmten Minister galten als Fetisch französischer Heimathliebe und ihr Handeln, gut oder schlecht, durfte nicht dem Urtheil gemeinen Alltages unterstellt werden. In seinen besten Tagen sagte Herr Viviani: ‚Vielleicht sind Fehler gemacht worden; sie sind oder werden getilgt. Wir können von anderen Dingen reden.‘ Und an Gesprächsstoff fehlte es wirklich nicht. Herr Millerand aber trat vor den Heeresauschuß des Senates, brachte gewissenhaft vor, was die Abtheilungshäupter ihm zugestekt hatten, und sprach, während er in sein Automobil stieg, zu sich selbst: ‚Ich bin Kriegsminister.‘ In dieser allgemein getheilten Auffassung mußte der Gruß seiner Diener ihn bestärken. Der Heeresauschuß, dem nicht alle Zweifel genommen waren, häufte Geheimberichte, in denen der Durchstöberer einst, in künftigen Jahrhunderten, Grund zum Staunen finden wird. In ruhiger Erwartung dieser Stunde stehen die Deutschen noch in Noyon. Diese Thatsache scheinen Manche für unwichtig zu halten; denn als Hauptpflicht wurde uns bezeichnet, die Regierung, was auch geschehen möge, ungestört schalten zu lassen. Wir hielten den Athem an: und nun liegen die Spielkarten, die so hübsch aufrecht standen, zerknittert auf dem Tisch des Herrn Poincaré. Was ist geschehen? Man weiß es nicht: die Censur erlaubt nicht, es zu sagen. Die Landesverteidigung wäre ja in Gefahr, wenn man erführe, daß Vicepräsident Briand, vor dem Rücktritt des Cabinets, dem er angehörte, Parlamentarier besucht und ihnen von Amtes wegen Sitze in einem Lustministerium angeboten habe. Wie war Das möglich? Niemals werdet Ihr erfahren; es zu wissen, wäre beinahe ein Verbrechen. Was erst, danach zu fragen? In dem Elysischen Palast, einst dem Schloß der Pompadour, deren Reize tot sind, die aber noch im Gedächtniß lebt, schläft wohl, in einem vom Holzwurm durchnagten Schubkasten, ein von den Amtsstratten beknabbertes Papier, auf dem man mit einiger Mühe noch den Titel entziffern kann: ‚Verfassung der Französischen Republik.‘ Wohl ein übermüthiges Schwänkchen zum Gebrauch für Alterthumsforscher. Nach dem Grundsatze aller Zeit betraute, wenn das Parlament ein Ministerium gestürzt hat, der Präsident der Republik einen Po-

littler mit der Aufgabe, ein neues Kabinet zu bilden; zuvor nahm er das Rücktrittsgesuch des alten an. Das giebt's nicht mehr. Das in Ruhe gewiesene Parlament mußt nicht; doch ein Wunder geschieht: und das Ministerium stürzt dennoch. Eine unsichtbare Hand schleibt behutsam die dünnen Florschleier weg und wirft die Verhängnißkugel, die, nach dem Zufall der Laune, Verwüstung in die Reihen sät. Was als Parlamentshandlung Verbrechen gewesen wäre, wird netter Zeitvertreib einer dem Blick nicht erreichbaren Macht. Unter solchem Schicksalsstreich sah ich Dich fallen, o Senator Gauthier, Großadmiral unserer Kriegsflotte; Deinen Platz mußtest Du dem Jean Bart von Lyon räumen, dem unbändigen Flugagneur, den selbst nun, ehe er in voller Blüthe prangte, die Sichel geschritten hat. Aus Staub schuf Zeus Herrn Millerand: und schleuderte ihn mit dem Donnerkeil dann wieder in Staub. *Sunt lacrimae . . . Gallieni* selbst mag sich wahren! In der Enge zwischen vier Unterstaatssekretären und als Mitarbeiter des Herrn Besnard (Kriegsflugwesen) scheint er mir in immerhin anderer Lage als Napoleon. Die wichtigsten Ministerien, für Heer, Flotte, Auswärtiges, waren ohne Kopf. Nichts weiter. Kammer und Senat hatten nicht das Geringste dazu gethan und man gab sich alle erdenkliche Mühe, um uns zu beweisen, daß Niemand irgendwas dazu gethan habe. Herr Poincaré aber, der nur durch die weißen Stellen in den Zeitungen, die Blätterspur seiner Censur, unterrichtet wird, sah nun all die Leichen ins Kabinet geschichtet, neben seinem eigenen, wo eine Gobelins-Kleopatra eine (symbolische) Perle in den Becher des Antonius wirft. Da wandte er sich von Millerand selbst, der seinem Herzen so theuer war, ab; sprach: ‚Er stinkt schon‘; und bat Herrn Briand, ihm die Gunst anderer Gefährten zu sichern. Ein Wunder! Die von zwanzig Dolchstößen, wie Caesar am Fuß der Pompejussäule, durchbohrten Herren Millerand und Flugagneur fanden noch Kraft genug zum Rücktritt; und kaum war das Wunschwort ihrer Lippe entfahren, als die Herren Dubost und Deschanel (Präsidenten des Senates und der Abgeordnetenkammer) herbeieilten, um ihre Meinung über ein Ereigniß auszudrücken, dessen Geheimniß unter allen Sterblichen nur sie zu entschleiern vermochten. Mitten in ihre Rede fiel vom Berge Thabor ein Himmelsglanz, wie man ihn an jedem Abend auf der Bühne der Folies Bergère bestaunen

kann; und Herr Poincaré, der das Keinem Begreifliche begriff, sprach zu dem unter den Tisch versteckten Briand: „Läß sie kommen!“ Geschwind führte Briand ihm die Erwählten zu. Der Zug vom Athenesfest wars gerade nicht; um diese Folge nicht zu schauen, war der vorsichtige Phidias aus dem Leben geschlichen. Briand, der, seit die Regierung nach Bordeaux ging, diesen großen Tag vorbereitete, hatte seine Fäden an die richtigen Stellen geknüpft; und zuvor andere Fäden mit der Scheere des Freundes zerschnitten. Parade der neuen Männer, die ihre Geberde der Vorschrift anpassen: Büdltng, Kniebeuge, Heldenlächeln auf dem Weg zum Opfer fürs Vaterland. Schatten des Schattens eines Schattens: vor Dir neigen sich die in Tod Schreitenden! Abgemacht. Wir hatten ein Ministerium Viviani-Briand. Wir haben ein Ministerium Briand-Viviani. Warum? Herr Viviani hatte die Gnade, es in einem Satz, den ich allen Klippschülern zur Beachtung empfehle, uns zu erklären. Ganz einfach: weil vor ein paar Wochen manche Abgeordnete sich der Abstimmung enthielten. Das wurde damals kaum bemerkt; die befreundeten Blätter feierten sogar, den Erfolg der Regierung. Der Ministerpräsident fand schließlich aber in der Tiefe seiner durchaus italischen Seele die Erkenntniß, daß sein Sieg eine Niederlage sei. Darauf war Herr Briand, den er den Fund sehen ließ, nicht gefast; und beide Männer kamen in Bewegung. Was thun? Wer die Frage stellte, hatte sie auch schon beantwortet. Steh auf, damit ich mich sehen kann! Plaktausch zwischen Viviani und Briand. Nennts Altes, nennts Neues: je nach dem Geschmack des Zuschauers. Herr Briand trägt das selbe Gewicht der selben Verantwortlichkeit, ist also der vom Schicksal bestimmte Führer zu neuer Politik: denn er hat die alte stets gebilligt und sie mit seiner Beredsamkeit in all ihrem Handeln gestützt, daß er nur im Privatgespräch manchmal tabelte. Wars gut: weshalb wechseln? Wars schlecht, weshalb länger auf dem selben Weg bleiben? „Wir haben alles Nothwendige gethan; jetzt werden wirs anders machen.“ Hübsches Regierungsprogramm. Warum haben die Hundertfünzig, die sich der Abstimmung enthielten, zwar Viviani, doch nicht Briand zerstückt und ihm die Möglichkeit gelassen, sich den selben Viviani an die Seite zu setzen? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Aber es ist so. Man möchte dem Herrn des Elysierhauses das Vorrecht mancher Geheimnisse lassen. Eine andere Sache. Erlöse

nich, Muse, vom Zweifel! Da gewiß ist, daß Briand-Viviant, nach dem deutlichen Meinungsausdruck der Hundertfünfzig, die kein Wort gesagt haben, sicher zu leisten vermag, was Viviani-Briand nicht vermochte: könnte man mir nicht erklären, warum Herr Millerand, der Unfehlbare, der auf der Kammertribüne von Vivianis, sogar von Briands Beredsamkeit vertheidigt worden war, außß Pflaster flog? Erst sagen, dieser Mann rette das Land, und ihm dann den Dolch in die Brust stoßen: ich fürchte, daß noch Leute leben, die sich fragen, ob der Schein da nicht auf ein Handeln deutet, dessen Ruf nicht lieblich ist. Nur der Genius des Herrn Poincaré, nicht Geringeres, hilft über den Widerspruchsflimmer hinweg. Genügt auch er nicht, dann kommt das Licht wohl von der neuen Einrichtung, dem Greisenrath der ‚Zugader‘, der in die Regierung eingefügt wird, auf daß er, wie der antike Chor, das Drama künde, in dem die Hauptspieler vor unserem Auge all ihre Kräfte anspannen. Da man über die Theorie immer einig sein wird und da heute Alles von der Pragis, der Ausführung abhängt, werden wir gewiß herrliche Rathschläge hören, denen nur vielleicht die Handlung nicht stets entsprechen dürfte. Obendrein sind die Rathgeber nicht Träger bestimmter Verantwortlichkeit. Mit diesem Fall hat unser Parlamentarismus nicht gerechnet; er ist die große Neuheit des Tages. Während die Engländer, um schnellere und kräftigere Arbeit zu erlangen, ihren Regierungsausschuß von zweiundzwanzig auf acht Mitglieder verengen, erweitern wir unseren auf vierundzwanzig und vergeuden an höheren Wortschwall die Kraft. ‚Von Ruhm und von Schlacht werden sie schwatzen, indessen da unten die Anderen . . .‘ Gebe der Himmel, der mich nicht hört, daß wir nichts Anderes brauchen!“ Der Mann, der diese Sätze schrieb und, durch die Censurklippen, ins Himmelslicht brachte, sieht, als Erbe Freycinet's, jetzt dem Senatsausschuß für internationale Politik vor; hat für seine Kritik also den breitesten Schallraum; kann die Regierung verdammen und selig sprechen. Der nie ermüdende Verfolger des Staatshäuptlings Hirn und Stimme des Herrenhauses. „Total verlotterter Zustand.“ Dünket Euch dieser homme enchainé nicht der Freiste der Freien?

Senator Charles Humbert, der im Frühjahr 1914 die Unfertigkeit der französischen Rüstung beleuchtet, dann mit Schwab in Amerika die Lieferung von Geschützen und Munition verein-

bart hat, warnt seine Landsleute (in „Le Journal“) vor einflussendem Trugwahn. „Seit dem Kriegsbeginn werden alle Nachrichten, die uns in den Glauben an Deutschlands nahe Erschöpfung überreden wollen, mit ungemainer Bereitwilligkeit aufgenommen. Schon im August 1914 sollten in Berlin die Lebensmittel knapp sein; während des ganzen Winters wurde uns erzählt, Deutschland verliere Kupfer, Baumwolle werde, im Bund mit der Brotknappheit, den Friedensschluß vom Feind erzwingen; daß er Schüler und Greise in Uniform stecke und ins Feuer treibe, hörten wir seit dem fünften Kriegsmonat. Wer Frankreich mit solchen Lügen füttert, dient ihm schlecht. Weil uns ein mystischer Glaube an den nothwendigen, unvermeidlichen Zusammenbruch Deutschlands eingeflüßt worden war, verzauvelten wir die Anschaffung des Kriegswerkzeuges und ließen Monate lang unsere Industrien in Unthätigkeit verkümmern. Und in mancher (mehr oder minder inspirirten) rednerischen Offenbarung finden wir, noch immer, den selben Gedanken: Nur ‚durchhalten‘, dann ist der Triumph uns gewiß; als ob es genüge, den Dingen ihren Lauf zu lassen und, Gewehr bei Fuß, dem Todeskampf des furchtbaren Volkes zuzuschauen, das von Eroberung der Weltherrschaft geträumt hat. Die wichtigste Pflicht einer in so entsetzliches Abenteuer verstrickten Nation ist aber, ihren Feind zu kennen und mit seiner Kraft, seiner Bereitschaft, seinen Schöpfquellen zu rechnen. Ist Deutschland zu endlichem Zusammenbruch verdammt? Ich glaube: Ja. Doch wir müssen ihn durch kräftiges Handeln bewirken; und müssen der Größe und Schwierigkeit dieses Werkes bewußt werden. Der Feind stellt uns eine ungeheure Organisation entgegen, die wir, so tief uns vor seinen Schandthaten graut, ohne Vorbehalt bewundern müssen. Durch Fleiß und Zucht ist ihm gelungen, fast allen Gefahren vorzubeugen, die ihm drohten. Wir wollen einmal prüfen, worauf der durch die Seesperre bewirkte Mangel sich heute beschränkt. Fehlen den Deutschen Stahl und Kohle, die für moderne Kriegsführung unentbehrlichen Stoffe? Sicher nicht; denn ihre Produktion ist die stärkste der Erde und sie haben nicht nur die Erz-, Leichtigkeit ihrer westfälischen und schlesischen Grubengesteiger, sondern zugleich auch die Kohlenfelder Belgiens und unsere Erzlager in Briey auszubeuten begonnen. Gut, wird man sa-

gen; aber der heute, besonders für Schwergeschütz brauchbare Stahl fordert den Zusatz nicht so leicht erlangbarer Metalle; dazu muß man Nickel, Chrom, Mangan, Tungstein und Aehnliches haben. Vielleicht leiden unsere Feinde unter dem Fehlen dieser Rohstoffe. Doch als vorsichtige Leute hatten sie schon im Frieden große Vorräthe gehäuft und haben sie in der ersten Kriegszeit ergänzt, als der Handel neutraler Nachbarn dazu noch die Gelegenheit bot. Wo sich um Stoffe handelt, von denen man nur kleine Mengen braucht, ist übrigens ein Nachtröpfeln stets möglich. Auf die Wirkung des Kupfermangels wurde gehofft. Von dieser Hoffnung muß man viel abschreiben. Kupfer war oft durch Weißblech zu ersetzen; wo es unentbehrlich ist, genügte die vor dem Krieg gesammelte Menge. Man hat auch nicht gezögert, Küchengeräth und Thürklinke einzufordern; hat in den besetzten Gebieten die schönsten Maschinen auseinandergenommen, um Kupfer und Messing zu erhalten, und wird, im Nothfall, von Kirchthürmen und Elektrizitätsleitungen das kostbare Metall holen. In Deutschland giebt's sicher noch sehr große Kupfermengen, die man jetzt verwenden wird. Man wird sich in allerlei Einschränkung bequemen müssen; für Patronendillen und Granatenreise wird's aber langem. Do Deutschland in der Chemischen und Pharmazeutischen Industrie allen anderen Ländern weit voraus war, wird ihm nicht schwer geworden sein, in diesen Bezirken den Rohstoffmangel zu überwinden. Wir wissen, daß es, da ihm Nitrate fehlten, Laboratorienversuche zu unmittelbarer Erlangung des Stickstoffes aus der Luft industrialisirt hat. Für Autoreifen und undurchlässige Leinwand fehlt Kautschuk; in vielen Fällen genügt aber Surrogat. Das Bisphen, was aus neutralen Ländern kommt, soll sehr hoch, bis zu dreißig Mark für ein Kilogramm, bezahlt werden. Gummi ist nicht unentbehrlich; selbst völliger Mangel würde den Feind nicht zur Waffenstreckung zwingen. Die Baumwollfrage ist ernster; wenn die Verbündeten von Anfang an die Zufuhr von Baumwolle ganz abgeschnitten hätten, wären die deutschen Pulverfabriken in ärgste Verlegenheit gerathen. Die Zeit, die wir verloren, hat der Feind genügt. Sein Vorrath reicht wohl noch für lange Monate; und wie er ihn zu mehren versteht, lehrte neulich die Meldung, ein mit Baumwolle beladenes schwedisches Schiff sei von einem fremden Loosen, den es (gewiß aus Versehen) an Bord nahm, so dicht an die deutsche

Küste gesteuert worden, daß es bequem einzufangen war. Haben in diesem Blatt veröffentlichte Artikel nicht bewiesen, daß Deutschland den zur Herstellung von Nitroglyzerin nothwendigen Fettstoff aus unserm Land holt? Wollen wir in die Wahnvorstellung von naher Hungersnoth des Feindes zurückfallen? Er hat wenig Getreide, Fleisch, Nährfett; ist aber, weil er vorsichtig war und mit seiner starken Organisation die Vertheilung klug regeln konnte, über die Schwierigkeit des ersten Jahres hinweggekommen. Hier und da hat auch der Widerspruch der Neutralen die Absperrung durchlöchert. Schon erlaubt der Getreidevorrath wieder, dem Einzelnen mehr Brot zu gewähren. Fleisch ist rar, aber nicht unerseßlich; und die Kartoffelernte sichert die Ernährung des Landes, das in ruhigen Jahren große Kartoffelmengen ins Ausland abgab. Wie Traum des Aberwitzes müssen wir die Vorstellung abschütteln, eine auf weitem Gebiet hausende Völkerguppe von hundertfünfzehn Millionen Menschen sei auszuhungern. Das von Lebensnothdurft Verlangte können sie unter allen Umständen ihrer Erde abringen. Deutsche und Oesterreicher werden schlecht, werden, wenns sein muß, wenig essen; doch Hunger wird sie nicht zwingen, um Frieden zu flehen. Was bleibt? Die Geld- und die Menschenfrage. Deutschlands Kostenlast ist ungeheuer; und die zur Kostenbedeckung aufgewandten Kunststüchchen sind nur Kniffe, die aus Verlegenheit helfen sollen. Doch für die nächste Stunde genügen sie; wo der Staat alle Geister in Fesseln hält, können die Aufgaben der Wirthschaft und Finanz mit einer Tollkühnheit erledigt werden, die mindestens gestattet, ‚durchzuhalten‘. Zwischen gesperrten Grenzen lebt Deutschland vom eigenen Besitz; verflecht aber nicht. Die auf den inländischen Umlaufsbedarf eingeschränkten Zahlungsmittel sind ganz und gar in der Hand der Regierung, die geschickt damit schaltet. Die Liquidation dieses Zustandes wird sehr schwierig werden; daß aber Geldmangel Deutschland in Friedensschluß drängen werde, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil es das Wichtigste durch eigene Arbeit erwirbt. Die Menschen? Nur von dieser Seite droht dem Feind ernste Gefahr. Menschenmangel muß ihm den Untergang bereiten. Menschenstoff hat er in entseßlich großen Mengen verbraucht; und seine Ersatzmöglichkeit ist um mindestens die Hälfte, wahrscheinlich um zwei Drittel schmäler als die der Verbündeten. Wir müssen ihn auch fortan überall zu

steter Kraftanstrengung nöthigen: dann wird der große Schleifstein, an dem Deutschland sich abweht, ihm das Ende bereiten. Die Riesenfronten seiner Heere sind ungeheure Verlustflächen, über die alltäglich das Blut seiner Söhne fließt; Blutarmuth und Schwachheit wird es zwingen, die Waffen niederzulegen. Mit dieser Gewißheit konnte man in der ersten Kriegszeit rechnen; heute kann man nicht mehr. Der vom Verrath der Bulgaren erleichterte Vorstoß nach Konstantinopel hat nur den Zweck, die einzige Lebensgefahr abzuwehren, die unseren Feinden droht. Aus dem Orient wollen sie Menschen holen; gelingt es, dann müssen wir die Hoffnung bestatten, bald mit ihnen fertig zu werden. Nur rein militärische Mittel können dann den Krieg enden; an sie immer, zuerst und zuletzt, zu denken, ist drum unsere Pflicht. Rechnen wir mit allzu großer Sicherheit auf die Abnützung deutscher Kraft, so entnerven wir unser Handeln und verlieren das Hauptziel aus dem Auge: Sturmgewalt, die alle Schanzlinien durchbricht, bleibt das sicherste Mittel, die deutschen Armeen von unserer Erde zu jagen. Um diesen Sturm in unüberstehliche Gewalt zu steigern, brauchen wir Kriegsgeräth in Ueberfülle. Den Deutschen hat ihr Schwergeschütz örmöglichst, in die Schanzen der tapferen Russen und der Serbenhelden ein Loch zu reißen. Eines Tages muß das selbe Werk uns gelingen. Nur ein Gedanke darf in uns sein: der an den Sieg; um ihn schnell und ganz zu erlangen, müssen wir unsere Anstrengung verdoppeln. An die Arbeit! In die Fabriken! Kanonen! Munition! Schaffet die Waffen zum Sieg!*

Auch diese in Kritik strebenden Senatoren beistimmen, immer wieder, im Ton der Wahrhaftigkeit, daß ihren Glauben an endgiltigen Sieg nie ein Zweifel beschlichen habe. Und den Anderen leuchtet, selbst ernstesten Leuten, Hoffnung vom Himmel. In La Grande Revue hat Herr Gaston Roupnel, Geschichtspräsident an der pariser Sorbonne und Romanschreiber, einen Artikel über den amerikanischen Sezessionskrieg veröffentlicht, der ihm ein Schulfall des Erschöpfungskrieges (guerre d'usure) scheint. Im Süden eine auf Sklaverei gegründete Aristokratie, der ein klug bedachtes Zollsystem reichliche, allen Wettbewerb unterbietende Waarenausfuhr erlaubt; aus der Bibel und aus moderner Wissenschaft dünkt sie das Recht auf starre Ständegliederung und auf Wahrung der Sklaverei abzuleiten; und ihre Kriegerlaste will dem ganzen Erd-

theil, der Neuen Welt, die „Wohlthat“ ihrer Herrschaft aufzwingen. Angriff hat sie bereichert, ihre Macht gebreitet: und da sie stets neue Angriffe plant, hat sie alles zum Krieg Nothwendige, Mannschaft, Offiziere, Erfaß, Geräth, in Bereitschaft. Im Norden eine friedliche Demokratie, die nicht an Krieg denkt, deshalb für Krieg nicht vorbereitet, von Parteienzwist durchwühlt und durchtozt, von schwachen, hin und her schwankenden Fraktionshäuptern regirt ist und der Niemand mehr den Willen zu aufreibendem Kampf und zu schwerem Opfer zutraut. Weil er sich ihr überlegen glaubt, greift, im Frühjahr 1861, der Süden sie an. Nach raschen Anfangserfolgen kommts, trotz der ungemeinen Führerleistung des Südländergenerals Robert Lee, nirgends zu Entscheidung. Der Norden wird nicht überrannt, Washington, seine Hauptstadt, nicht genommen (freilich auch Richmond nicht von den Nordmännern) und sein Heer nicht so arg geschwächt wie des Südens, der manchen Sieg, doch keine Armeevernichtung buchen kann und den ungestüm hastiger Vordrang und Schlachtenlorber ohne münzbaren Ertrag viel Blut kosten. Allmählich verträpfelt der Krieg in die Erde. Auf allen Fronten, vor allen bedrohten Städten werden Gräben geschaufelt und Schanzen gehäuft. Ueber vierundsechzig Kilometer hin strecken sich allein die Schützengräben, durch die Lee sein Petersburg schützen läßt; gegen feindlichen Durchbruchversuch hält er sie: muß sie aber räumen, als Mangel an Mannschaft und Munition dazu zwingt. Der Nord hat dem Süden die See gesperrt und dadurch zwar nicht die Erfüllung der unfrommsten, nach Aushungerung und raschem Zusammenbruch des Feindes langenden Wünsche erwirkt, doch dem Süden den Verkehr mit den fremden Märkten (Güterabsatz und Rohstoffbezug) abgeschnitten; er muß jede Waare mit schwer erschwinglichem Preis bezahlen und seine Baumwolle tief unter dem liverpooler Marktsatz verkaufen. Sein Kredit wird von Monat zu Monat schwächer; im dritten Kriegsjahr die Entwerthung seines Papiergeldes zur Lebensgefahr der Wirthschaft. So weit, sagt Herr Roupnel, ist Deutschland noch nicht. „Ein wichtiges Merkzeichen aber erkennen wir schon in dem Verfahren, mit dem der Staat seinen Anleihen einen Scheinersolg erkünstelt. Die Belastungen des Bodenwerthes, die das deutsche Schatzamt als Deckung annimmt, sind eigentlich ja Kapitalhypotheken; die Regierung der amerikanischen Südstaaten ließ nur Waarenbelastung,

also die Anweisung verfügbarer Summen, zu. Wenn die deutsche Ausfuhr nicht fast vernichtet wäre, würde der Wechsel uns die ganze Entwerthung des deutschen Kredites zeigen. Doch in einem Lande der Ueberarbeit und Ueberproduktion, wo erspartes Geld nie unthätig ruht, muß dem finanziellen Unbehagen bald eine unaufhaltsame Zerrüttung folgen.* Auf dem Festland bringt die Kriegsführung dem Norden nicht einen einzigen funkelnden Erfolg, nicht eine Möglichkeit, Fahnen herauszuhängen; noch im Juli 1864 ist seine Hauptstadt vom General Early bedroht und Tage lang die Stätte bleichen Schreckens. Das Südstaatenheer schreitet von Sieg zu Sieg und darf wähen, den Enderfolg an seine Banner gefesselt zu haben. Im vierten Kriegsjahr hoffte im Norden die Menge nur noch auf faulen Frieden, der Vernichtung erspart und die Entscheidung in die Zeit neuer Kraftspeicherung hinauschiebt. Da wurde, plötzlich, offenbar, daß des Südens Macht hilflos verblute; daß er, mit zehn Millionen Einwohnern, die dreißig Millionen des Nordens nicht überwinden könne. Ein Sechstel der Weißen, neun Zehntel aller Wehrfähigen hatte er ins Heer einberufen: seine Adern wurden leer. Lee hielt seine Grabenlinien, sah aber seine Mannschaft unter jedem Mond schrumpfen und mußte den Erobererplan einscharren. Auch der Norden konnte nicht hoffen, breite Gebiete des Feindes zu besetzen, zu halten; ward aber, ohne den Schimmer leuchtender Schlachterfolge, Sieger: weil die erschöpften Südstaaten den Kampf nicht zu längern vermochten. Genau so, meint der Franzos, wird, nach allem Gewimpel, das Schicksal des Deutschen Reiches werden; und da ihm und seinen Verbündeten 45 Millionen Briten, 39 Millionen Franzosen, 30 Millionen Italer, 160 Millionen Russen sammt Afrikanern, Australern, Japanern, Indern, Kanadern sich entgegenstemmen, braucht diesmal der Erschöpfungskrieg nicht vier Jahre zu währen. . . Wenn man so hört, möchte's leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Denn die Millionenmassen können weder in Gemeinschaft schlagen noch auch nur marschiren; West und Ost sind durch eine Stahlmauer, die von der Nordsee bis ans Schwarze Meer, von Ostende bis nach Stambul reicht, von einander getrennt; Britanien hat nicht nur für die Dichtung der belgo-französischen Schutzlinie zu sorgen; Rußland kann seinen Menschenreichtum nicht nach Flandern und ins Artois, in die Ar-

gonnen oder Champagne spielen. Der Vergleich hinft. Und die Frucht des Erschöpfungskrieges könnte immerhin auf der Seite reifen, wo unsere Feinde sie nicht erwarten. Manche Frontbeobachter sind nicht weit von der Ueberzeugung, schon im Frühjahr werde, auch wenn bis dahin die deutsche Heeresleitung nicht neuen wichtigen Vorstoß befiehlt, Frankreichs Mannschafstbestand so dünn sein, daß die Republik, nicht ihr Feind, raschen Friedensschluß erstreben muß. Doch der Gedanke, daß von Ost das Gewimmel nicht nach West kommen kann, darf nicht wach werden. Und von jeder Lippe, der Kinder, Greise, Krüppel gar, schwingt sich der Trufuruf: „Bis ans Ende! Und währt der Krieg über den dritten Winter: Jusqu'à la victoire!“

Der alte Dichter Anatole France, dem der Schnabel hold gewachsen war, singt das Lied auf seine Weise. „Segen Allen, deren Blut für das Vaterland floß! Nicht vergebens opferten sie ihr Leben. Die im Artois, in den Argonnen, in der Champagne glorreich Gefallenen hatten den Eindringling gepackt und gehindert, noch um eines Schrittes Länge nur auf unserem heiligen Boden vorwärts zu kommen. Der deckt sie nun. Viele beweißen, Alle bewundern, Manche beneiden sie. Oeffnet das Ohr: sie sprechen. Brüder, flüstern sie, lebet, kämpfet, vollendet unser Werk. Tröstet unsere Schatten mit der Spende des Sieges, des Friedens. Jaget den Feind, der schon vor Euch wich, aus Frankreich; rächet das Recht und die Menschlichkeit, die geschändet wurden, und furchet mit Euren Pflugschar dann wieder den Acker, der unser Blut trank. Bücket Euch, die Ihr stark und mächtig seid, in den Dienst der Schwächsten. Geizet nicht mit dem Gut und dem Blut, dessen das Vaterland bedarf. Euren Toten schuldet Ihr, uns, die Pflicht, durch das höchste Opfer, nach unserem Vorbild, den Triumph der heiligsten Sache zu sichern. Wollt Ihr, Franzosen, uns die Schuld zahlen, dann müßt Ihr siegen, müßt Ihr noch mehr thun: den Sieg verdienen.“ Also befehlen unsere Toten uns, zu kämpfen, durch Eifengewitter vorzudringen, bis Friede einst wie eine strahlende Morgenröthe über den Erdtheil hin glänzt. Dann wird Europa von der Drohung der Knechter erlöst sein und Gerechtigkeit und Güte, die das Verbrechen der Deutschen erwürgt hat, werden, schmächtig und schüchtern noch zu schauen, aus ihrer Gruft auf-
erstehen.“ (Le Petit Parisien.) Greller schmettert Hervés Fanfare.
„Im November des vorigen Jahres glaubte man nicht, daß der

Grauß so lange dauern werde. Nun aber weitet das Meßfeld sich und über alle Balkanhänge rieselt Blut. Fluch den Banditen, die so dumme Scheusäligkeit hindern konnten; Fluch von Millionen Witwen, Millionen Waisen, die nun, in ganz Europa, die Gräber geliebter Wesen mit Blumen schmücken, mit Thränen feuchten! Die zornige Aufbäumung gegen die Gräuelt, die wir sahen und die heute schon, mitten im Krieg, der Kämpfermehrheit aller Heer grotesk (wirklich: grotesk) scheinen, muß, nach der Zerstampfung des preußischen Militarismus, in unserem Erdtheil einen Stimmungsumschwung erwirken, aus dem, wenn alle Herzen dazu mithelfen, ein auf unzerstörbarem Sockel ruhender Europäerfriede werden kann. In der herrlichen Rede Briands, der für das republikanische Frankreich sprach, war nicht eine Spur des wüsten, blöden, wilden, mittelalterlichen Nationalismus zu finden, der, wie der alldeutsche, von der Zerstückung des besiegten Feindes träumt. Und während Briand, mit seiner zärtlich streichelnden Stimme, die Frohe Botschaft von dem Frankreich der Menschenrechte wiederholte, daß vor fünf Vierteljahrhunderten die alte Welt der Knechtung, der Finsterniß und schnöder Vorrechte bis in ihr Grundgebälk erschütterte, standen Frankreichs Abgeordnete, Mann vor Mann, aufrecht und ihr Beifall durchtoste den Saal. Die Sozialisten fanden endlich den Kampfgenossen wieder, den ihre Liebe einst heiß umschlungen, von dem trauriges Mißverständnis sie dann, zehn Jahre und länger noch, getrennt hatte. Briand sprach; und seine Stimme klang anders als eine, die auch geliebt ward, die nun für immer verstummt ist: so ähnlich dem von ihr Gewöhnten war aber, was Briand sagte, daß die Genossen glauben konnten, Jaurès selbst zu hören. Der Kaiser wird vor den Truppen Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens in Konstantinopel sein. Er ist uns voraus, wie er in der ersten Kriegszeit mit seinen Tauchbooten den Engländern voraus war. Doch wie deren Unterseeleistung, so wird auch sein Triumphatormarsch enden; ein ungeheures Stahlneß wird, nach wenigen Wochen, all seine stolze Hoffnung verschlingen. Besinnet, Neurastheniker, ernstlich, was ich Euch in dieser Stunde sage! Deutschland ist in Noxon, in Wilna und sein Kaiser wird bald vielleicht in Konstantinopel sein. Serbien ist von Feinden überrannt, verwüstet und seinem Heer droht Einkreisung. Als ein Historiker, den Schein nicht trügt, schwöre ich Euch dennoch:

Serbien ist nicht so krank wie das Deutsche Reich!* (La Guerre Sociale.) Von den Katholiken bis zu den Margiften: derselbe Ton unbeugsamer Siegesgewißheit. Und der Feind steht tief im Land.

In die Klarheit.

Auch die Herren Asquith, Balfour, Bonar Law, Churchill, Curzon, Lansdowne, Sazonow haben im November so gesprochen. Als der Nebelmonat über die Hälfte geschwollen war, färbte die Feindeßrede sich ins Grün gelbe. Wurde ringsum die Losung: Deutschland winselt nach Frieden. Minister führen den Reigen. „In Deutschlands Verzweiflungsstrategie erkennt der Kundige die Stütze des Strebens, irgendwo, irgendwie die ersten Fäden zu Friedensverhandlung anzuknüpfen. Deutschland braucht Frieden; braucht ihn in kurzer Frist. Die Fühler, die rechts und links herumtasten, erweisen das Bedürfnis. In der Geschäftsrechnung des Kaisers ist ein Loch, das er kennt und das wir nur ahnen können; deshalb möchte er flink die errungenen und die nahen Erfolge so gut wie möglich ausmünzen. Diese Wahrnehmung gäbe uns, wie tausend andere, Grund zu weisem Optimismus. Das soll bedenken, wer im Namen der Verbündeten spricht, und niemals auch nur leis andeuten, der Krieg könne sich ertraglos, endlos hinschleppen.“ (Herr Hanotaux.) „Je weiter der deutsche Traum ausschweift, je fester der Wahn des Ungeheuren, des Kolossalen unseren Feind umfängt, desto schneller entschwindet ihm der Sieg. Die Deutschen spekuliren jetzt auf die Wirkung ihres Einzuges in Konstantinopel; sie möchten in dunkler Stille den Frieden vorbereiten, den sie mehr als einmal schon von Einzelmächten zu erlangen suchten. Nur in Eintracht können ihn die Verbündeten ihrem Feind gewähren; und nie war weniger als heute Anlaß, davon zu reden. Vergleichen die Volksziffern, die Verluste, die Schöpfquellen auf beiden Seiten: und Ihr werdet gewiß sein, daß der Krieg nur mit Deutschlands Niederlage enden kann. Auf Belgien, auf die Annexion französischen Bodens würde es jetzt wohl verzichten, den Italierwünschen entgegenkommen, von Rußland nur Polen, von England nur die deutschen Kolonien und die Freiheit der Meere fordern (waren sie nicht frei, nicht, alle, unzähligen deutschen Dampfern stets offen?); außerdem aber Entschädigung ausbedingen, Geld und Zollverträge. Der Orient käme unter seine

Vormundschaft und dem großen Deutschland, sammt seinen Oesterreichern, Ungarn, Türken, Bulgaren, siele das Amt des Weltgestalters zu. Regt sich in unseren Schühengräben auch nur ein Haarriger, der solchen Frieden hinnähme?" (Herr Pichon). „Aus Deutschland kommen Friedensangebote, die wir stumm, mit lächelnder Verachtung, ablehnen. Wir waren schlecht zum Krieg vorbereitet und unsere Regierung schwankte. Nicht eine Sekunde lang aber können wir an unserem Sieg zweifeln. Unsere Boches, die nur Raubthiertrieb auf Beute hegte, können, da der erste Sprung sie nicht ans Ziel trug, den Kampf zwar verlängern, das Opfer aber nicht drosseln, das noch recht gefährlich aussieht und ja auch nicht Geringeres ist als die Civilisation. Wir haben alle Fehler gemacht, die möglich waren; unsere sichtbare und sittliche Kraft hat dadurch aber nicht gelitten und mählich ahnen die Boches, daß sie, so lange in den Reihen des Vierbundes noch ein Mann lebt, einen unbefiegbaren Krieger auf ihrem Weg finden werden. Von Frieden wollen wir reden, wenn Ihr aus Frankreich und Belgien gejagt seid und unser Fuß Eure Erde tritt. Der Friede wird kommen; unserer, nicht Eurer. Zuvor: siegen!" (Herr Clemenceau.) Nur eine Stimme, von hundert, aus dem Volk. „Diesmal scheint's Ernst. Wir könnten Frieden haben, wenn wir ihn wollten; den deutschen Frieden, versteht sich. Sie möchten gern verhandeln, so lange sie noch Pfänder in der Hand haben; und ich halte jede Wette darauf, daß sie nach triumphalem Einzug in Konstantinopel sich in den Besihsstand bescheiden würden, den sie vor dem Krieg hatten. Woher plötzlich solche Seelengröße? Aus einem Quark: sie haben, endlich, eingesehen, daß sie verloren sind; und wären nicht böse, wenn sie verhandeln könnten, so lange Tröpfe sie noch in Siegerglanz sehen. Ist nicht begreiflich, daß eine Regierung, die das Nahen der Abrechnungstunde, des Bußtages wittert, sich den Weg in ‚ehrenvollen‘ Frieden bahnen möchte? Ehrenvoll dünkt sie der Friede, der ihr gestatten würde, sich in Schönheit, mit allen Kriegsehren, mit dem Nimbus des edlen und milden Siegers aus dem Streit zu schlängeln, den sie angestiftet hat. Meint sie ernstlich, die verbündeten Regierungen und Völker seien blödsinnig genug, auf solchen Schwindel hereinzufallen?" (Herr Hervé.)

Das klingt nicht, als sei es wider besseres Wissen gesagt. Wie konnte ins Feindeslager der Glaube einschleichen, Deutschland

lechze, gieriger als die von der Kriegesfurie herber gepackten, die verwüsteten und geschrumpften Länder, nach Frieden, ersehne ihn nicht aus Menschheitempfinden nur, nein: aus engem Geschnür kaum noch erträglicher Noth? Vielleicht drangen zu oft Befehle, Verbote hinaus; so oft, daß selbst der nicht von Wunsch oder Haß Befangene wähen mußte: „Heute kein Fett, morgen kein Fleisch; gestern Schlächtersperre, übermorgen Schmorverbot; Brotarten, Karten für Milch, Eier, Butter in Sicht; schmale Mehlszuwage; Fisch, Gemüse, Kartoffel, Geflügel, fast jedes Nährmittel theuer. Sehr langgehalten stieß nicht mehr aus.“ Lieh sich das Alles, Beschlagnahme, Werthung, Schranke, Vertheilung, nicht stiller, einfacher, schneller machen, ohne jähe Aenderungen und Tröpfelgeräusch, so müssen wirs eben leiden. Dürfen aber nicht staunen noch schelten, wenn offenbar wird, daß dieser allzu bedächtige Eifer der deutschen Sache mehr, viel mehr verloren hat, als zehn unbedachte Artikel vermöchten. Dann: die bei uns beliebte Zeitungstrategie und Preßtaktik ist nachgerade bis aufs letzte Fädchen verschliffen. Fünfzehn Monate trugen wir sie; nun ekelt Einfältige schon der speckige Schimmer. Rein Dochtflämmchen noch aus kritischem Bestreben (in einer Zeit, wo Schicksal wird und aller Schreiberlei über Staat, Nation, Gesellschaftkörper das Todesurtheil gefällt wäre, wenn sie, als mindestens nutzlos, in den Zwinger kuschen müßte); Alles zu Haus vollkommen, herrlicher prangend als im Märchenraum frommer Kindheit, draußen schuftige Gemeinheit oder irrlichtertrendes Trottelthum, Blutvergiftung oder Bankerot: die Leute, die es so treiben, folgen gewiß meist guter Meinung: verkennen aber völlig die Patriotenpflicht. Und haben erwirkt, daß der Feind sie, blichblanke Michelgemüther, für Trugkünstler hält. Er spürt nirgends Persönlichkeit, hart umrandetes Urtheil, festen Gedankenschnörkel; merkt die Absicht, sechzig Millionen Menschen sechzehn Monate lang über alles Ereigniß des Himmels, der Erde und Hölle einträchtig erscheinen zu lassen; und stolpert in den Trugschluß: „Da wird Alles, in einer Holzwanne, mit Berlinerblau gefärbt; jeder Verbündete, zweimal täglich, gehätselt, jedem Feindefland Weltuntergangsstimmung angepinselt. Will das Volk solche Kost? Dann ist es müde.“ Wer unter Euch hats nicht von redlich Neutralen gehört? Weil jetzt Schadensteim noch zu tilgen ist, weise ich auf seinen Nährboden. Weil der Fremde,

der Feind gar nur Dem glaubt, der auch unbequeme, undankbare Wahrheit auszusprechen wagt, finde ich morgen vielleicht, ohne neuer Wortfälschung ausgesetzt zu sein, für ernste, dem Feind gewichtige Rede im Ausland Gehör. Der weiß nicht mehr, was ist.

Wir sind nicht in Noth. Kohle, Eisen, Stahl (den besten), Kupfer, Blech, Sprengstoff haben wir in Fülle. Alles, was für den Krieg unentbehrlich wäre. Unsere Krieger werden, noch ohne Zufuhr und Schmuggel, so lange schießen, wie die deutsche Sache es will. An Jungmannschaft, Kleid- und Nährstoff ist ganz und gar nicht Mangel; wemns auch von Weitem so aussieht. Millionen leben noch viel zu üppig; essen zu oft, in zu großen Mengen Fleisch und würden gesunden, wenn sie fortan nur ein Drittel zerkauten. Die Armen drückt, natürlich, der Preis (der draußen kaum irgendwo niedriger ist); doch sie haben, Mann Frau und Kind, höheren Verdienst als am Friedenstag. Theuerung und Knappheit (ich habe Butter, Schmalz, Fettstoff irgendeiner Sorte in meinem Leben nie anders als in gekochten Speisen genossen: und bin noch arbeitsfähig) werden vielfach mürrisch beredet: weil in diesem Bezirk unserer „Organisation“ vielleicht nicht all das Lob gebührt, das ihr aus Tintenfässern fleuget; und weil nicht Allen bewußt ist, welches ungeheure Ringen wir noch vor uns haben. Deutschlands Heimatherde ist frei und sein Feldheer sicht überall auf Feindesgebiet. Doch kein Feind ist entwaffnet, keiner scheint dem Kräfteverfall nah, den mächtigsten, England, kann der Gerechte nicht einmal schwerverwundet nennen. Alle glauben, so fromm, so aufrichtig wie je ein Deutscher, an ihren Sieg und sind festsichergestellt, ihn mit allen erlangbaren Mitteln zu sichern. Erschöpfungskrieg; dessen Ende das Menschenauge noch nicht absehen kann. Pflanzet in jedes Hirn diese Erkenntniß: und Deutschlands Heimvolk wird lachen, wenn ihm ein Fant zuraunt, es habe schon Behagensopfer gebracht; wird sich freudig in viel kargere Lebenshaltung schicken. Denn es ersehnt nur würdigen Frieden; wird auch ihn nie erwinseln. Erz wird in der Klarheit, hinter den Nebeln, sein Wille: Nicht um eines Tages Spanne darf die Furcht vor Schmalhansens Küche den Krieg kürzen; nicht einen Tag darf er länger währen, als der Blick auf das Vätererbe und auf die Kinderzukunft befiehlt.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerrungen

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht
und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Sanatorium Schierke

im Oberharz, 600 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof“ bei Schierke. Wundervolle Lage.

Geh. San.-Rat Dr. Haug,
Dr. Kratzenstein

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl.,
Ungezieferschutz
Pulv. für 6 Hemd, 1 M. Parus, Hamburg 30a.

Zucker-Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Ärzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben eingehend. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen (B) bei Gussen (L). (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag.)

WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUFN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Die neue wirtschaftliche Weltlage im Bankgeschäft.

Die beispiellosen Heeresstäten auf dem südlichen Kriegsschauplatz und die damit geschaffene neue politische Situation schafft unserm deutschen Geldmarkt ungeahnte Möglichkeiten, die alle auf der Linie: Berlin - Konstantinopel - Bagdad liegen. Es ist interessant zu erfahren, daß eins der ältesten Berliner Bankhäuser, die charakteristisch für ihre Art zu handeln - noch immer in Alt-Berlin wurzelt, **Eberth & Mittelmann**, vom ersten Kriegstage an mit dieser Tatsache, ja überhaupt von vornherein mit den Siegen der Zentralmächte gerechnet, genau die eingetroffenen diplomatischen und kriegerischen Erfolge vorausgesehen und danach operiert hat. Orientwerte und alle einschlägigen Papiere sind aus diesem Grunde hier gut zu kaufen und zu verkaufen.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenteichstr. 59. Fenspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Fried. Krupp, Aktiengesellschaft, Essen.

Aktiva.		Bilanz zum 30. Juni 1915.		Passiva.	
Immobilien . M. 279 647 000,89				Aktienkapital, Grundkapital .	30 000 000 —
abzüglich Ab- schreibung .				davon ab: nicht eingezahlt	35 000 000 —
für 1914/15 87 980 417,61	341 666 638,28			Gesetzliche Rücklage	12 884 245,91
Werkzeuge u. Transportmitt.	7 025 162,66			Sonderrücklage	20 000 000 —
Vorräte, halb und ganz fertige	285 244 856,10			Rückl. f. bes. Abschr. u. Ern.	5 000 000 —
Waren	2			Debitore u. Garantiefonds	18 201 024,29
Patente und Lizenzen	2			Fonds für Wohlfahrtszwecke	30 959 031,68
Kasse u. Reichsbk.-Giroguth.	4 130 982,89			Anleihen	49 407 580 —
Wechsel	2 777 041,27			Guthaben v. Werksangehörig: bei der Firma	33 175 105,89
Wertpapiere u. Beteiligungen: Gesetzlich v. d. Wertpapiere	85 511 037,61			bei der Sparsenke	11 500 584,69
andere Wertpapiere und Beteiligungen	24 285 672,31			Anzahlungen	106 891 688,71
Bankguthaben	92 738 125,15			Sonstige Kreditoren	111 849 733,95
Guthaben bei öffentlichen Sparkassen	11 345 813,03			Kautionswechsel und Avale	12 780 716,06
Sonstige Debitoren	105 611 359,64			Gewinn: Vortrag aus 1913/14 . . . M. 9 385 346,67	
Kautionswechsel und Avale .	12 780 716,06			Gewinn aus 1914/15 86 465 611,46	95 850 958,13
	Mark 763 101 851,25				Mark 763 101 851,25

Soll. Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1914/15. Haben.

Steuern	10 717 963,53	Gewinn-Vortrag aus 1913/14 . . .	9 385 346,67
Angestellten- u. Arbeitervers.	5 802 238,65	Betriebsüberschuss	133 229 821,38
Wohlfahrtsausgaben	15 891 955,03	Zinsen	8 142 063,04
Gewinn:		Verschiedene Einnahmen	2 666 930,17
Vortrag aus 1913/14 . . . M. 9 385 346,67			
Gewinn aus 1914/15 86 465 611,46	95 850 958,13		
	Mark 128 263 161,24		Mark 128 263 161,24

Diabetylin
neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.
Zuckerkrankheit
i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfr. d.
Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.
Berlin - Steglitz 3.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen
u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v.
Pfandbriefen und Obligationen deutscher
Hypothekenbanken zu kulansten Kursen.
T. A. Zehlen- **Max Oske**, Zehlendorf-
dorf 92 u. 922.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hauttrinkkur bei Nierengries
Gicht, Stein, Eiwass und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach
den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung
seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angeborene
Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von
hoher Bedeutung.

— 1913 — 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von dem
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.